

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 20 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Dritter Jahrgang.

No. 14.

Donnerstag, am 31. März.

1853.

Clementine.

Novelle

von

Adolf Stern.

(Schluß.)

Auf dem Gange vernahm er das Rauschen eines seidnen Kleides, wenige Momente darauf stand vor dem Erstaunten schüchtern und erröthend Fräulein Clementine Starckenburg.

„Um Gott Fräulein,“ rief Fritz und stürzte ihr einige Schritte entgegen, „was wollen Sie hier, eilen Sie heim, dort tödtet man Alexander!“

Clementine schaute den Erregten einen Moment erstaunt an, dann sagte sie: „ich kam hierher, um Alexander noch einmal zu sprechen. Er ist bei meinen Eltern eingeladen, ich hoffe, daß dies der erste Schritt zu einer hoffentlich ewigen Verbindung sei.“

„Nein, mein Fräulein,“ stieß Fritz Hertel rasch hervor, „in Ihrem elterlichen Hause hat man die Absicht, den unglücklichen Wellau durch Schreck zu ermorden — man will ihm den Kaufmann Flügel als Ihren Verlobten vorstellen!“

„Das ist der Plan des heuchelnden Pöblisten“ wehklagte Clementine, die für die ersten Augenblicke, nachdem sie diese Nachricht erhalten, völlig vernichtet zu sein schien. Fritz Hertel aber sagte sie am Arme und sagte: „kommen Sie eilig. Wir nehmen einen Fiacre, lassen ihn rasch jagen, und verhindern den niederträchtigsten Betrug, der je begangen worden ist!“

„Hier hören alle Rücksichten auf!“ versetzte Clementine beistimmend. Ihr Muth war mit dem ersten Hoffnungschimmer auf Rettung zurückgekehrt.

Unterwegs erzählte Fritz Hertel, wie Herr Flügel im italienischen Kell.: heute ausgelassen lustig gewesen, sehr viel Wein getrunken und dabei die köstliche „Suite,“ welche er den Abend vor habe, einer aufhorchenden Gesellschaft erzählt hatte. Fritz mußte natürlich noch eine Weile sitzen bleiben, um keinen Verdacht zu erregen — dann stürzte er in's Theater, wo Wellau ihn zu seinem Unglück nicht hörte.

Der Wagen hielt. Clementine, deren langes Zittern und Herzklopfen zugenommen hatte, jemedte sie sich dem Hause ihrer Eltern, in welchem man eben jetzt den Geliebten verrieth — nein mordete, näherte, stieg zuerst heraus, Fritz Hertel mußte ihr

seinen Arm als Stütze bieten und so eilten sie die Treppen empor. — —

Alexander Wellau war wenige Minuten vorher angelangt. Sein von Freude und reiner Hoffnungseligkeit überströmendes Herz ließ ihn die Formen der Etiquette so sehr vergessen, daß er Herrn Starkenburg, der ihn im Vorzimmer begrüßte, herzlich die Hand reichte. Hastig, als hätte ihn ein Scorpion gestochen, zog der Kaufmann die seinige zurück — ehe noch Wellau über diese heftigliche Bantomine zur Besinnung kommen konnte, stellte er ihm die im Zimmer Anwesenden vor: „meine Frau!“

„Herr Diaconus Sanst!“

„Herr Kaufmann Flügel — der Bräutigam meiner einzigen Tochter Clementine, die durch Unpäßlichkeit verhindert ist, der Gesellschaft beizuwohnen!“ —

Wenn es in der That möglich ist, daß aus heitern wolkenloser Aetherhöhe der Blitz plötzlich zu der erschrocknen Erde niederfährt, so kann er nicht eine betäubendere Wirkung hervorbringen, als diese wenigen Worte, die an sich betrachtet so alltäglich als nur irgend etwas sind, auf Alexander machten.

Er lehnte sich todtenblaß werdend an die Wand (Diaconus Sanst lachte höhnisch) er zitterte fieberhaft — da in diesem Momente erklang mit aller Anstrengung ihrer geringen Kraft eine wohlbekannt und geliebte Stimme: „glaube nichts Geliebter, sie lügen!“

Clementine war in's Zimmer getreten und klammerte sich an Wellau an. mit stolz zürnendem Blicke durchmusterte sie die Erschrocknen. Herr Diaconus Sanst lächelte nicht mehr höhnisch. — Herr Starkenburg aber, durch die unerwartete Störung empört, beschloß den Knoten mit einemmale durchzuhauen und rief, ernst: „Clementine! Es ist das letztemal, daß ich als Dein Vater zu Dir spreche, wenn — wenn Du nicht — Du wirst mich verstehen! Entweder tritt zu mir, oder bleibe wo Du bist.“

„Ich bleibe hier“ sagte Clementine tonlos. Eine Thräne, die letzte der kindlichen Liebe glänzte in ihren Augen. Und wenige Secunden später verließ sie an Wellau's Arm das elterliche Haus für immer. Friß Hertel folgte schweigend, der Diaconus rief aber mit verzweifelnder Wuth: „Herr Starkenburg! sie ist noch nicht mündig!“

„Ich werde sie mündig sprechen und gehen lassen.“

Ein Vierteljahr darauf wurde Clementine Wellau's Gattin. Ihr Vater aber, der sie nicht wieder sah, starb tiefgebeugt schon nach einem Jahre; die unheilvolle Minute, wo er sie auf einen Scheideweg gestellt, der keine Wahl ließ, hatte seine Lebenskraft gebrochen. Madame Starkenburg und Herr Diaconus Sanst wirken in Gemeinschaft für die innere Mission; in Zwecken derselben wird der letztere binnen Kurzem eine junge Dame von „Vermögen und Frömmigkeit“ oder vielmehr umgekehrt, ehelichen. Am Tage der Trauung Alexanders und Clementinens hielt er seine berühmte Predigt von der Sünde der Liebe.

Eine Diakoness.

I.

In einem düstern Winterabend traten aus der Thür der berühmten B.'schen Restauration in einer norddeutschen Residenz einige alte Herren in ihre Pelze gehüllt, die des grimmen Schneegestöbers und des laut pfeifenden Nordwindes, der die Flocken in wildem Tanze umherwirbelte, lachen konnten. Nicht so ein junger Mann der in leichter, für die heißensten Sommertage berechneten Kleidung, sich ohne einen Laut von sich zu geben, an die alten Herren an'schloß, die, in ein eifriges Gespräch über die Güte des eben in reichem Maße genossenen Weines vertieft, den unerwarteten und ungebetnen Begleiter erst dann merkten, als er plötzlich zu Boden stürzte.

„Daß Dich!“ schrie der wohlbeleibte Commissionrath Schneider, „hier ist ein junger Mensch umgefallen, der wahrscheinlich denkt, wir haben Hundstage.“

Voll Theilnahme traten die Andern herzu und betrachteten beim bleichen Scheine einer nahen Gaslaterne den am Boden liegenden jungen Mann, der etwa dreiundzwanzig Jahre zählen konnte. Ein gebleichtes, kummervolles Antlitz, mit krankhafter Gereiztheit im Ausdrucke, zeigte sich in völliger Er-

starrten den Beschauern, die nach dem ersten Schrecken sofort beriethen, was zu thun sei.

„Vor allen Dingen, meine Herren, bedenken Sie, daß der Arme unmöglich hier liegen bleiben kann; da kommen ein paar Eckensteher, wir wollen diese veranlassen, ihn bis zur nächsten Wirthschaft zu tragen. Möglich, daß er in der Wärme erwacht und wir das Nöthige von ihm erfahren können,“ schlug Kommissionsrath Schneider vor.

„Dies ist eine Erstarrung,“ erwiderte Arzt Belling, „die sich nicht so leicht lösen dürfte, die aber in Erfrieren umschlägt, wenn er noch zehn Minuten hier bleibt.“

„Halt!“ sagte der Major von Greiner, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, „das Diakonissenhaus ist nicht weit von hier, ich habe seit einigen Tagen meine Nichte Ottilie dort, die leider darauf bestand, in den verwünschten Kasten eingesperrt zu werden. Ihrer Sorgfalt empfehle ich den jungen Mann. Heda, ihr Männer, kommt her, es gibt zu verdienen.“

Die schon vorhin erwähnten Eckensteher traten hinzu, nahmen unter Murren über den schlechten Weg und das schlechte Wetter, und Drohen mit einer großen Rechnung den augenscheinlich Kranken auf, um ihn dem vom Major Greiner bezeichneten Diakonissenhause zuzutragen. Die Gesellschaft, aus der gar mancher seinen Pelz oder Mantel über den jungen Mann schützend gebreitet hatte, begleitete ihren Schützling nach dem Diakonissenhause. Die Vorsteherin erschien, der Major von Greiner verlangte, obwohl es ein Verstoß gegen die Regel war, die sofortige Aufnahme des Leblosen in die gastlichen Räume der Anstalt, und die Gesellschaft verließ den jungen Mann, um nach einem Streite mit den unverschämt fordernden Trägern den Nachhauseweg einzuschlagen.

Die Vorsteherin des Diakonissenhauses ließ den ihr eben übergebenen Kranken auf das Ruhebett eines kleinen Zimmers legen und rief den Arzt ihrer Anstalt.

Derselbe trat ein, warf einen Blick auf den Kranken und entschied endlich: „nicht in den allgemeinen Krankensaal. Der junge Mann ist lediglich in eine durch Erschöpfung aller Kräfte herbeigeführte Ohnmacht gefallen, die bald verschwinden

wird. Die Erschöpfung aber dürfte eine mehrtägige gute Pflege heilen.“

„Also ein besonderes Zimmer und Bett? Schwester Ottilie kann an dem nicht-gefährlich Kranken ihr Probestück ablegen. Nicht?“

Der Arzt bejahte beide Fragen durch ein stummes Nicken und die Vorsteherin der Anstalt rief: „Schwester Ottilie —“

Die Gerufene erschien auf der Schwelle der Thür, die Vorsteherin nach ihren Befehlen fragend. Diese deutete auf den jungen Mann hin, den Ottilie erschrocken betrachtete, gab ihr die nöthigen Anweisungen und entfernte sich dann.

Schwester Ottilie war ein schönes bleiches Mädchen von höchstens zwanzig Jahren. Ueber ihre Züge, die früher in hellenischer Heiterkeit gestrahlt haben mochten, hatte der Kummer seinen schwarzen Schleier gebreitet, die lichtblauen Augen waren eingesunken und von den schönen braunen Wimpern düster beschattet das üppige, reiche Haar, das die Stirn umkränzte, ließ noch immer, trotzdem, daß es der Sitte des Diakonissenhauses gemäß in einen geschmacklosen Knoten gebunden war, auf den lieblichen Anblick schließen, den es gewährt haben mochte, als es, eine reiche Lockenfülle, auf den marmorweißen Nacken herunterwallte. Die junonische Gestalt Ottilien's wurde vortheilhaft gehoben durch das enganliegende schwarze Amtskleid.

Ruhig und kalt beugte sich Ottilie zu dem blaffen jungen Mann hernieder, der sorglich ausgekleidet und in das erwärmte Bett eines besonderen Krankenzimmers gebracht wurde. Die Kleider des Kranken übergab sie der Vorsteherin zur Aufbewahrung, eine Briestafche aber und einige Papiere legte sie stillschweigend auf das Tischchen neben dem Bett, damit sie beim Erwachen dem Kranken sichtbar wären. Erst nachdem sie für Alles Sorge getragen, setzte sie sich neben das Lager und nahm eine leichte weibliche Arbeit zur Hand.

Nicht lange, und eine ihrer Gefährtinnen trat in das Zimmer. Ohne einige Bewegung blickte Ottilie auf und sagte ruhig: „guten Abend, Martha!“

Die Begrüßte erwiderte nichts, sondern schritt auf Ottilie zu, hauchte ihr einen Kuß auf die schöne Stirn und ließ sich dann schweigend neben

ihr nieder, dem Athemzug des Kranken wie Ottilie lauschte.

„Er wird nicht lange mehr schlafen, mein Herz,“ hob sie nach einer Weile an, während Ottilie mit steigender Theilnahme in dem Antlitz des schlummernden Fremden geforscht hatte, „und Du kannst ihn dann pflegen. — Er ist hübsch,“ fügte sie wie verloren hinzu.

„Sehr hübsch,“ bestätigte Ottilie und machte sich an den grünen Vorhängen des Zimmers etwas zu schaffen, um ihr Eröthen zu verbergen.

„Aber was ich doch noch für Gedanken hege,“ fuhr Martha, ohne Ottilien zu beobachten, bitter fort, „ich sehe eigentlich nicht recht ein, wie ich dazu komme. Hübsch! als wenn es noch Hübsches gäbe auf der Welt. Sieh doch, Ottilie, wie der junge Mann daliegt, so ruhig, so friedlich, so gott ergeben, so sanft, und nun sieh ihn in einigen Wochen an einem Orte, wo die sündigen Menschen ihr gewöhnliches Vergnügen finden, im Concerte, im Theater, auf dem Balle.“

Schwester Martha war bei den letzten Worten beinahe höhnisch geworden, Ottilie wagte schüchtern einzuwenden: „Du kennst des jungen Mannes Charakter nicht einmal und wagst doch über ihn abzusprechen, Martha.“

„Abzusprechen? Du hast ihm ja in Deiner Vertheidigung sein Urtheil gesprochen. Er ist ein Mann, und ist jung, braucht man in dieser Welt mehr, um anders zu sein?“

„Auch ich bin jung, auch Du warst jung,“ flüsterte Ottilie unter hervorquellenden Thränen.

„Ganz recht, und wir waren so lange verderbt, bis wir uns in diese Mauern zurückzogen. Der Genuß ist so stend; wie schön ist die Entsagung. Darum trachte, Schwester Ottilie, Dein Herz von den irdischen Gedanken frei zu machen, und zum Himmel zu erheben. Der Kranke erwacht, ich verlasse Dich, Ottilie. Der Herr stehe Dir bei!“

Das seltsame Mädchen ging von dannen, Ottilie aber heftete die Blicke auf den langsam Erwachenden, der, als er die Augen aufgeschlagen, verwundert um sich sah. Ottilie zwang sich zu einem leichten Lächeln und sagte sanft: „Sie sind verwundert, mein Herr, sich hier an diesem Orte zu sehen, ich glaube, daß Sie sich noch entsinnen können, auf der Straße einer Gesellschaft gefolgt

zu sein. Dann waren Sie ohnmächtig niedergesunken und hierher gebracht worden.“

„Dank, Dank!“ stammelte der junge Mann, „aber ich bitte um Verzeihung — ah! da sind ja meine Papiere. Gott sei gepriesen!“

Er murmelte noch einige Worte, die wie ein Gebet klangen, dann wandte er sich wieder gegen die Diakonesse: „um Vergebung, mein Fräulein, wo bin ich denn eigentlich?“

„Sie sind im Diakonissenhause“ —

Als hätte ihn ein Scorpion gestochen, fuhr der junge Mann bei Nennung dieses Namens jäh in die Höhe. Schreckenbleich starrte er Schwester Ottilie an, die sich eine so plötzliche Umwandlung seines Benehmens gar nicht zu erklären wußte und daher einen Krankheitsanfall befürchtete. Endlich brach er los: „im — im Diakonissenhause? Nein, hier kann ich nicht bleiben; entschuldigen Sie, ich bitte um meine Kleider, ich muß fort — ich fühle mich zudem ganz wohl.“

Ottilie trat an das Bett, griff sanft nach dem Arm des Kranken und erwiderte: „Sie irren sich, mein Herr, Ihr Puls schlägt ja fieberhaft, Sie sind aufgeregt bis zu einem Grade, der es ganz unmöglich macht, Sie schon jetzt zu entlassen.“

„Entlassen? sagt man nicht so zu Verbrechern, welche aus dem Zuchthaus kommen? Und was muß ich verbrochen haben, daß man mich in diese Teufelswerkstätte des Pietismus führe? Großer Gott“ — sagte verbissen zu sich selbst der junge Mann.

Ottilien war kein Wort von dem Selbstgespräche des ihrer Pflege Anvertrauten verloren gegangen, ebenso schnitt ihr ein jedes durch die Seele und kaum gewann sie Kraft zu äußern: „So beruhigen Sie sich doch!“

„Ah!“ murmelte der Kranke wieder, „jetzt stimmt man schon einen andern Ton an, da man weiß, was von mir zu halten.“

„Erlauben Sie, mein Herr, Sie endlich aufzuklären,“ sagte Ottilie, der die furchtbare Angst, die sich im Gesicht ihres Pflegbefohlenen malte, nicht entging. „Sie sind hier in einem Krankenhause, in dem christliche Schwestern den Dienst versehen. Wenn sie für das leibliche Heil sorgen, warum soll man ihnen nicht auch das geistige

reichen? Ist der Mensch in einer Krankheit nicht Gott am nächsten gerückt.“

„Schlimm genug,“ antwortete der junge Mann, „daß es überhaupt noch nöthig ist, irgend Jemand auf Gott aufmerksam zu machen. Sehr schlimm, wie ich wohl einsehe, aber zwischen Frömmigkeit und Frömmerei, mein Fräulein, liegt ein himmelweiter Unterschied.“

Ottilie biß sich auf die Lippen und sagte: „wer sagt Ihnen aber denn, daß in unserer Anstalt die Frömmerei, wie Sie es zu nennen belieben, zu Hause ist?“

Der Kranke schwieg eine Minute, dann bat er: „ich bitte Sie, den Gegenstand des Gesprächs fallen zu lassen. Es würde Sie ja verlegend berühren, wenn ich hier meine Ansichten über Ihre Anstalt hier weiter kundgeben sollte.“

Ottilie wandte sich ab und fragte dann wie zufällig: „ich habe mir aber Ihren werthen Namen, mein Herr, noch nicht sagen lassen.“

„Mein Name, der wenig zu bedeuten hat, ist Julian Plattmann.“

„Julian Plattmann,“ wiederholte Ottilie hastig. „Sind Sie nicht Rechtskandidat und aus Königsberg?“

„Allerdings trifft dies Alles zu. Kennen Sie mich zufällig?“

„Zufällig nicht, mein Name ist Ottilie Plattmann.“

„Ha, meine Cousine!“ rief erregt der Kranke. „Wie kommt es aber,“ fuhr er trüb fort, „wie kommt es, Ottilie, daß ich Dich hier finde? Gerade hier — und o, nun weiß ich mir's auch zu erklären, warum seit einem halben Jahre Deine Briefe ausgeblieben sind.“

„Julian, ich nenne Dich noch Du, obgleich es der Sitte dieses Hauses widerspricht; wenn ich Dir Alles erzählen sollte, wie ich dazu gekommen in dies Haus zu gehen“ —

„Du würdest Schreckliches zu erzählen haben. Armes Mädchen, ich glaube Dir gern, eh' Du den Entschluß faßt, hierher zu gehen, mußte Dein ganzes inneres Wesen geknickt werden. Es ist furchtbar!“

„Du scheinst Dir eigenthümliche Vorstellungen über diese Anstalt zu machen, lieber Cousin; es ist vielleicht nicht halb so schrecklich als Du meinst.“

„Und dann immer noch schrecklich genug. Nun sind viele meiner Lebenshoffnungen zerstört, zerstört durch Dich, Ottilie.“

„Durch mich, Julian? Welche Hoffnungen magst Du Dir gemacht haben. Ich zittere bei der Vorstellung.“

„Wenn es eine thörichte Hoffnung genannt werden muß, daß ich träumte, an Deiner Seite mein Lebensglück zu finden, so art ich thöricht.“

Ottilie erröthete von Neuem. „Ich war, wie Du weißt, bereits Braut, Julian. Jetzt bin ich des Himmels Braut.“

„Daß Du verlobt warst, wußte ich; aber eben auch, daß die Verlobung rückgängig geworden. Und Dich als Diakoness zu finden, eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet. Ist Dein Probejahr vorüber?“

„Zeit vier Wochen bin ich erst hier.“

„Nun, so ist ja noch nichts verloren. Ottilie, kannst Du noch dem Leben angehören, willst Du es und soll ich gerade der Glückliche sein, der Dein Leben besitzt?“

Verwirrt, erglühend, bangend stand die liebevolle Jungfrau da, duldete es, daß der kranke Cousin seinen Arm um sie schlang, sie ließ sich sogar von ihm küssen; dann aber riß sie sich los. „Nein, Julian, es ist ein Sinentausch, der mir abermals Liebe und Freude vormalt. Die Liebe ziemt nicht für mich, die Freude ist nicht mein Theil, ich habe mit das Bessere erwählt, den Himmel und seine Freuden.“

„Ottilie besinne Dich und komme zurück von so unheilvollen Gedanken. Ich werde unglücklich, Du wirst unglücklich, wenn Du nicht so bald als möglich diesem Hause entfliehst. Ich liebe Dich ja!“

„Und wenn ich auch wollte,“ sagte die Diakoness schmerzlich, „wenn ich auch wollte, ich dürfte nicht mehr von hier fort. Schwester Martha würde weinen, die Vorsteherin mich abmahnen, Pastor Wille mit allen Strafen des Himmels drohen. Ich kann nicht von hier fort.“

„Siehst Du nun,“ wehlagte Julian, „in welcher Lage Dich die Voreiligkeit, hier in das Haus zu treten, geführt hat. Du wußtest seit einem Vierteljahre, daß ich kommen würde, um Dich zu

sehen, zu lieben und zu warten, ob Du mich lieben könntest, Du wußtest das Alles und doch" —

„Eben darum, weil ich die Liebe für die Sünde hielt, oder für Thorheit, für Wahn, eben darum.“

Heiße Küsse Julian's verschlossen dem Mädchen auf's Neue den Mund, und in dem engen Raume eines Krankenstübchens hatte eine Liebe Raum gefunden.

II.

Ottilie war die Tochter eines der ersten Kaufleute ihrer Vaterstadt, der unglücklicher Weise sein gesamtes Vermögen durch eine jener unseligen Spekulationen verlor, die jetzt an der Tagesordnung sind. Bei seinen alten Rechtlichkeitsbegriffen hielt es der alte Plattmann für unwürdig, einen Bankerott zu überleben, der allerdings insofern ein höchst unglücklicher zu nennen war, als durch ihn einige unbemittelte Familien auch um die kleinen Espacements gebracht wurden, die sie besaßen. Die Mutter Ottilien's überlebte den Ruin ihres Hauses und den Tod ihres Gatten kaum zwei Jahre. Sie siechte sichtlich hin. Deshalb nahm sich Ottilien's und ihres Bruders Hermann der alte Major von Greiner an. Er hatte leider nicht die Mittel, den Kindern etwas hinterlassen zu können, seine Wohlthaten beschränkten sich also auf eine möglichst gute Erziehung, die Hermann in den Stand setzte, seiner Neigung zum Militär zu folgen, Ottilie aber mit ihrem achtzehnten Jahre eine Stelle als Gesellschaftsfraulein bei einer Gräfin von Bodenheim verschaffen.

Die Gräfin lebte im Sommer auf einem kleinen Gute, ohnweit dem Landsitze des Major von Greiners, mit dem sie in sehr enger Freundschaft stand, den Winter aber zog sie vor, in der Residenz mit ihrem Strudel von Vergnügungen zuzubringen.

Hier begann auch Ottiliens Unglück. Ein Neffe der alten Gräfin, der Lieutenant von Bodenheim, wurde sowohl durch seine Besuche bei der Tante, als durch das Verhältniß, in dem er zu Hermann, Ottilien's Bruder, stand, mit dem schönen Mädchen, das sogleich seine Aufmerksamkeit fesselte, bekannt. Es erfolgten die gewöhnlichen Liebeserklärungen, und in Zeit von einem Vierteljahre konnte Lieutenant Bodenheim seiner Tante

sich als den Verlobten ihres Gesellschaftsfrauleins vorstellen, wogegen dieselbe übrigens ganz und gar nichts einzuwenden fand.

Die Hochzeit mußte aber um ein Jahr oder länger hinausgeschoben werden, aus dem Grunde, weil beide Theile vermögenslos waren und es nach Militärgesetzen keinem Lieutenant gestattet sein soll, eine vermögenslose junge Dame zu heirathen. Ottilien's Verlobter hatte eine Stiefmutter, deren Vermögen ihm, dies wußte er sicher, einst und zwar sehr bald, denn dieselbe litt an einer unheilbaren Brustkrankheit, zufallen würde. Er war also guten Muthes und hoffte von der Zukunft das Beste.

Ottilie war auch noch kein Vierteljahr verlobt, als die Voraussetzungen ihres Bräutigams eintrafen und dessen Stiefmutter starb. Freudig reiste der Lieutenant nach dem Schlosse der Verloblichen ab, um dort der Testamentsöffnung beizuwohnen. Er ahnte nicht, welch' ein Schlaa ihm von diesem unheilvollen Papier, von dem er leider seine ganze Zukunft abhängig gemacht hatte, verfest werden sollte.

Seine verstorbene Stiefmutter war eine von jenen Damen gewesen, welche die Einbildung, daß der Geburtsadel in unsern Tagen noch einigen Werth habe, nicht aufgeben können; sie war adelsstolz bis zum höchsten Grade und in Rücksicht darauf hatte Lieutenant von Bodenheim von seiner Verlobung nie etwas gemeldet. Die Sache war aber doch zu den Ohren der alten Dame gekommen und diese nahm ihre Maaßnahmen darnach.

Bei der erfolgten Testamentsöffnung zeigte es sich, daß sie ihren Stiefsohn nur unter der Bedingung zum Universalerben eingesetzt habe, daß er sich entschliesse, einem näher bezeichneten Fräulein die Hand zu reichen; im Falle er dies ablehnen müsse, solle er nur ein Legat von zehntausend Gulden erhalten, das ganze andere Vermögen aber an ein Kloster übergehen. Das Fräulein sei ganz mit der Heirath einverstanden.

Rath- und thatlos stand Herr von Bodenheim bei dieser unerwarteten Klausel da, sollte er das Vermögen, nach dem er schon so lange gestrebt, aufgeben, oder sollte er Ottilien den Schwur der Treue brechen. Es war eine jener Kollisionen, bei denen der Mensch gewöhnlich denjenigen Ausweg, welchen

er nach langem Schwanken und Ringen gewählt hat, später beklagt.

So auch hier. Herr von Bodenheim ließ sich, zudem daß für ihn bestimmte Fräulein ihm nicht geradezu mißfiel, von der Aussicht des Reichthums verlocken und schrieb Ottilien, indem er ihr die Gründe auseinandersetzte, daß er die Hoffnung einer Verbindung mit ihr aufgeben müsse, ihr aber stets ein freundliches Andenken, wie sie es verdiene, bewahren werde. Zugleich sandte er den Verlobungsring wieder zurück.

Hermann Plattmann, über die Schmach, welche er seiner Schwester angethan glaubte, entzusetzt, forderte den Treulosen zu einem Duell auf Pistolen, was dieser, den Austritt aus der Armee wählend, nicht annahm, Ottilie aber blieb eine Verlassene. Sie suchte Trost bei einem gewissen, im Rufe der Heiligkeit stehenden Prediger, dem in der Residenz allbekannten Pastor Wille, der ebenso sehr, als ihn der größere und aufgeklärtere Theil der Bevölkerung ignorirte, vergöttert wurde.

Pastor Wille, „der Wolf der evangelischen Aecetik,“ wie man ihn ganz richtig bezeichnete, empfing die trostsuchende junge Dame im Anfang höchst liebevoll, ermangelte nicht, sie auf Gottes Güte und Vaterhuld hinzuweisen und ihr überhaupt so trostreich zuzusprechen, daß die arme Ottilie immer mehr Vertrauen zu ihm faßte, und sowohl die Warnungen des Majors von Gräner als ihres Bruders Herman in den Wind schlug.

Da mochte es wohl auch nicht auffallen, wenn Ottilie bald darauf zu denjenigen weiblichen Wesen gehörte, die man im Allgemeinen mit dem Namen Betschwestern bezeichnet und die freilich selten ein so junges und schönes Mädchen, dem die Welt mit allen Freuden noch offen steht, in ihren Reihen zählen. Pastor Wille versorgte sie reichlich mit „Tractätchen,“ schickte ihr regelmäßig sein „Erbauungsblaet für fromme Christen,“ zu, wofür Ottilie allvierteljährig einen Gulden entrichtete. Unter Anderm hatte Pastor Wille auch bald genug von Ottilien ihre frühern Verhältnisse, das unglückliche Ende ihres Vaters und dergleichen mehr in Erfahrung gebracht. Darauf gestützt, begann der würdige „Diener Gottes“ seinen Operationsplan.

Er stellte Ottilien vor, daß es jedenfalls ein

gutes Werk sei, für andere Sünden abzubüßen, daß es ferner gewiß wäre, daß ihren Vater die höllische Verdammniß getroffen, schon weil er der Erde und nicht dem Himmel gelebt, weil er den Kasten der Wittwen und Waisen betrogen und seinem Leben, worauf er kein Recht hatte, freventlich ein Ende gemacht; Ottilie würde demnach am besten thun, als eine gute Tochter und fromme Christin der sündigen Welt ganz zu entsagen, dann sei es möglich, daß sich Gott ihres Vaters armer Seele erbarme.

Ottilien's Geist, der ohnehin durch die traurigen Erfahrungen in ihrer Liebe, durch den Ekel vor allen menschlichen Freuden und durch die Selbstpeinigungen, die sie sich auf Rath Pastor Wille's auferlegt hatte, bedeutend geschwächt war, nahm diese Vorstellungen ohne Widerrede auf, verarbeitete sie möglichst und so kam es denn, daß schon nach einigen Wochen das schwer gebeugte Mädchen sowohl ihrem Onkel, als auch ihrer bisherigen Herrin, als auch dem erstaunten Bruder, den Entschluß mittheilte, in das Diakonissenhaus des Drees das allgemein als eine Pflegeschule frommeinder Mystik und Heuchelei galt, einzutreten. Vergebens suchten die Verwandten auf's Neue ihrem Entschluß entgegenzutreten; vergebens schrieb Hermann an seinen Cousin Julian, in aller Eile zu kommen, um Ottilien durch ein möglicher Weise angeknüpftes Verhältniß von ihrem Entschlusse zurückzubringen, und theilte dies Ottilien mit. Pastor Wille's unheilvoller Einfluß überwog schon die Stimme der Natur und der Vernunft und es war nicht länger möglich, Ottilien zu ändern, man ließ sie deshalb gehen, freilich mit der geheimen Hoffnung, daß sie das Probejahr und die Ankunft ihres Cousins, dessen Besuche man im Diakonissenhause zu vermitteln vermochte, auf andre Gedanken bringen würde. Wohl manche Familie, die eine geliebte Tochter in diese traurigen protestantischen Klöster eintreten sieht, mag sich mit solcher Hoffnung schmeicheln, sie ist vergeblich! — oder auch nicht vergeblich. Alle, welche in das Labyrinth geführt wurden, hofften einen Ausweg aus demselben zu finden, erst an Ariadnes Faden gelang es dem Theseus!

Julian Plattmann, der Rechtskandidat aus Königsberg, hatte dort noch ein Examen zu bestehen gehabt, dies hielt ihn sechs Wochen auf und gerade

in dieser Zeit erfolgte Ottilien's Eintritt in die Diakonissenanstalt. Er reiste dann unverzüglich ab, hatte kurz vor der Residenz das Unglück, die Börse zu verlieren und da er seine Papiere auf dem kleinen Orte nicht verwerthen, auch nichts verkaufen konnte, weil ihm der Wirth seine Effekten für die Rechnung vorenthielt, so entschloß er sich, zu Fuß nach der Residenz zu wandern. Die Kälte des Wintertages, das Ungenügende seiner Kleidung, führten die Scene herbei, welche wir im Eingange unster Erzählung geschildert und die ihn auf eine so glückliche Weise der geliebten Cousine nahe brachte. Vorher hatten sie sich wohl gekannt, das heißt, aus einem ununterbrochenen Briefwechsel, aber merkwürdiger Weise nie gesehen. —

Am Morgen, nachdem Julian in die Diakonissenanstalt gebracht und der Pflege seiner schönen Cousine übergeben worden, die ihn auf eine ganz andre Weise gepflegt, als sich die Vorsteherin und Schwester Martha wohl träumen ließen, erschien die letztere als Besuch auf der Krankenstube Julian's.

Ottilie war in der peinlichsten Verlegenheit, wie sollte sie Martha, die es wirklich gut mit ihr meinte, gegenübertreten? durfte sie heucheln, oder sollte sie gar das Geheimniß ihrer jungen Liebe preisgeben? Sie konnte sich selbst diese Frage schwer beantworten, ein Wink Julian's genügte indessen, sie vor der Hand schweigend zu machen, und das Gespräch auf gleichgültige Dinge zu lenken.

Dogleich es nun Schwester Martha nicht entging, daß Ottilie heute anders sei als gewöhnlich, so schob sie dies auf Rechnung der ersten Krankenpflege und als sie vollends vernahm, daß der junge Mann ein Cousin Ottilien's sei, schwand aller Argwohn. Wer beschreibt daher ihr Erstaunen, als sie von Ottilien, die sie beim Scheiden aus dem Zimmer begleitete, die Worte vernahm: „Martha, wir werden uns wohl trennen müssen. Ich liebe den jungen Mann, meinen Cousin, und er hat mich bestimmt, die Anstalt zu verlassen. Ich wollte es noch heute der Vorsteherin anzeigen, nun kannst Du mir den Liebesdienst erweisen.“

„Du liebst ihn? Welcher Wahn verblendet Dich wieder? Du sahst ihn gestern Abend zum ersten Male, Du liebst ihn“ —

„Weil er mich aus diesen Mauern erlösen wird, Martha. Es mußte einmal heraus, ich kann

es hier nicht aushalten. Ich muß noch dem Leben gehöret.“

„Armes Kind,“ bedauerte die Schwester, „daß Du Dich gar nicht von dieser Welt losreißen kannst. Das ist doch wunderbar! Aber nein, Du kennst sie ja noch nicht, die Welt, und der Weg des Heils würde für Dich der Weg der Verdammniß werden. Gehe darum in Gottes Namen, — wenn es nicht schon zu spät ist.“

„Zu spät? Ich bin kaum vier Wochen hier, noch nach einem Jahre steht mir der Austritt frei,“ erwiderte Ottilie hastig.

„Ach, Schwester, wir haben hier leider, besonders Pastor Wille hat die Anstalt getroffen, daß keine, die einmal in diesem Hause ist, wieder auf den Weg der Verderbniß geräth. Das ist recht vom hochwürdigen Herrn Pastor, aber Dich würde der längere Aufenthalt hier vielleicht unglücklich machen.“

„Ja, grenzenlos unglücklich, das weiß Gott!“ fiel Ottilie ein.

„Und gerade Dich wird Pastor Wille festhalten suchen, weil Du jung bist und schön und weil es mehr Werth hat, wenn man in Deinem Alter, wo die sündigen weltlichen Begierden heftiger als je brennen, der Liebe und Lebensfreude entsagt. Es hat dies Werth, großen Werth für unsre Sache und darum wird man Dir Schwierigkeiten, unendliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Möchtest Du doch selber von Deinem Entschlusse, der jedenfalls kein Glück für Dich ist, zurückkommen, wie wäre das“ —

„Nein, nein! Martha,“ antwortete Ottilie feurig, „ich bin fest entschlossen.“

„Nun, so will ich denn sehen. Ich gebe der Vorsteherin Deine Sinnesänderung mitzutheilen.“

Ottilie kehrte in das Krankenzimmer Julian's zurück, dieser saß hochaufgerichtet im Bette und empfing sie: „hab' Alles gehört, Geliebte! Bangen macht nichts! Sei nur so gut und unterschreib' mit einem Zettel, den ich hier bereit gelegt habe.“

Ottilie griff nach dem Papier und las: „ich Endesunterzeichnete, erkläre hierdurch, daß es mein freier Wille und fester Entschluß ist, binnen spätestens zwei Wochen aus der hiesigen Diakonissenanstalt auszutreten; sollte ich binnen dieser Zeit nicht daraus gekommen sein, so werde ich mit Dir

eder Gewalt zurückgehalten und ich beauftrage sowohl meinen Oheim, den Major von Greiner, wie meinen Cousin, den Rechtskandidaten Julian Plattman, alle und jede zu meiner Entlassung aus dem Diakonissenhause dienlichen Mittel zu gebrauchen."

Augenblicklich unterschrieb sie das Papier und Julian barg es sorgfältig in seiner Schreibtisch.

Er verweilte noch wenige Stunden auf dem Lager, dann erklärte er sich für gesund genug, das Diakonissenhaus verlassen zu können. Obgleich diese schnelle Genesung Allen auffiel, so legte man seinem Gehen um so weniger etwas in den Weg, als man überzeugt war, daß er die alleinige Schuld an Dittlie's Sinnesänderung trage.

III.

Gleich nach seiner Entfernung ward Dittlie zur Vorsteherin der Anstalt gerufen. Als sie sich augenblicklich in das Zimmer derselben versügte, fand sie die als höchst liebevoll verschriene Frau so hart, so streng aussehend, daß ihr völlig der Muth schwand. Auch Pastor Wille war da und eröffnete das Gespräch folgendermaßen: „Sie wollen also wirklich aus diesem gottgeliebten Hause austreten, meine Tochter. Sie wollen vom Wege des Heils abgehen und einen neuen Pfad der Sünden betreten?"

„Ich will mich verheirathen," gab Dittlie zur Antwort.

„Verheirathen," nahm die Vorsteherin bitterlachend das Wort, „ja, es ist wahr, nichts besseres zu thun, als euch zu verheirathen, habt ihr Kinder dieser Welt. Besinne Dich, Schwester Dittlie."

Dittlie verstummte, aber ihr ganzes Wesen zeigte, daß sie sich nicht besonnen habe, darum sagte auch Pastor Wille: „Sie werden in der Einsamkeit hinreichende Zeit finden, sich von Liebe und Ehe zu unterhalten, meine Schönste —"

„Welche Einsamkeit?" fragte Dittlie verwundert.

„Ah" — erläuterte die Vorsteherin — „Du bist noch den Hausgesetzen unterworfen, und diese strafen jeden Umgang mit Männern, wie Du weißt, sehr streng. Du erhältst demnach bis auf Weiteres drei Wochen Hausarrest."

Gar wohl erkannte Dittlie das Teuflische dieser Maßregel; indem man sie von jedem Um-

gang mit der Außenwelt und ihren Genossinnen abschnitt, hoffte man sie leichter „zum Wege des Heils" zurückzubringen. Es mangelte daher auch nicht an Bitten und Flehen und zuletzt sogar Drohen ihrerseits, was Alles die Vorsteherin und Pastor Wille, mit der christlichen Pflicht um sich werfend, abwießen. Dittlie ging also, begleitet von Pastor Wille, in das Hausgefängniß. Nach einer langen Predigt, ihren halsstarrigen Sinn zu ändern, die nichts fruchtete, hinterließ der Pastor einen dicken Band Predigten und verschiedene Traktätchen, in dem Wahne, daß sie durch dieselben zerknirscht werden sollte.

Raum hatte er das Zimmer verlassen und hinter sich abgeschlossen, als Dittlie die Bücher ergriff und, ohne einen Blick darauf zu thun, zu zerreißern begann. In Kurzem saß sie, von einem Haufen zerfetzten Papiers umgeben und in düsteres Hinbrüten und Grübeln versunken, da. Sie ließ in Gedanken noch einmal den Weg, der sie eigentlich hiehergeführt, an sich vorübergleiten, dann lächelte sie über sich selbst.

Sie würde noch lange so dagelassen haben, wäre nicht eine wohlbekannte Stimme, der Schwester Martha's, zum Fenster herein erklungen: „Dittlie, wie geht Dir's? Und was ist das für Papier?"

Wie mir's geht, siehst Du am besten! Ich habe die Erbauungsschriften, welche mir Pastor Wille gab, in Stücke zerrissen, um mich nicht durch sie bekehren zu lassen."

„Gottloses Mädchen! Fühlst Du Dich denn wirklich so höchst unglücklich hier, was ich, aufrichtig gesagt, gar nicht glaube. Ist es Dein fester Entschluß, in die Welt zurückzukehren?"

„Auf solche Fragen antworte ich gar nicht mehr. Du weißt recht gut, daß es mein heißestes Verlangen ist, befreit zu werden aus diesen Mauern. Ich habe keine Worte für solche Niederrichtigkeit mich hier zurückzuhalten."

„So erbittert auch Dittlie sprach, Martha ließ sich nicht abschrecken. Sie sagte schmeichelnd: „Schwester Dittlie, Dein Cousin und Geliebter promenirt die Straße hier auf und ab. Willst Du ein Paar Zeilen an ihn schreiben, ich will sie in seine Hände gelangen lassen."

„Das wolltest Du, Martha? Dann nochmal

Dank Dir! Aber ich habe nicht Papier und Schreibmaterial, um den Brief" —

„Gleich, gleich," unterbrach Martha und lief, das Verlangte herbeizuholen. Während Dittlie schrieb, sagte sie: „Martha, wie soll ich Dir das vergelten?"

„Wenn Du die Eitelkeit der Welt einsehen gelernt haben wirst, kehre hierher zurück."

„Du bist also immer noch überzeugt, daß Deine Entfugung Gott gefällig sei?"

„Ja, das bin ich; ich helfe Dir aber darum, weil es die Deine, die nicht freiwillig ist, nicht wäre."

Gerührt reichte Dittlie der Schwester Martha die Hand. Einige Minuten später steckte ein Knabe dem in der Diakonissenstraße promenirenden Julian ein Billet folgenden Inhalts in die Hand: „geliebter Julian! Bester Onkel! Wartet keine zwei Wochen, ich bin im Gefängnisse des Diakonissenhauses, eilt, mich zu retten.

Dittlie."

„Tod und Hölle!" knirschte Julian und eilte rasch von dannen.

IV.

„Und ich habe es doch gleich gesagt, daß die Obrigkeit, die jetzt in jeder Hinsicht den Pietismus begünstigt, sich nicht herbeilassen wird, uns zur Befreiung Dittlien's beizustehen!" so rief in höchster Wuth Julian, vom Stadtgerichte der Residenz zurückkehrend, dem Major von Greiner zu.

„So" — antwortete dieser langgedehnt. „Was haben wir nun zu thun, Julian?" setzte er hinzu.

„Was wir zu thun haben! O über die Frage! Will uns die Regierung nicht helfen, so helfen wir uns selbst — wir müssen Dittlie befreien und wenn es mit Gewalt wäre. Ich bin ein todter Mann, wenn dies nicht bald geschieht."

„Nein — das ist zu arg, zu toll!" tobte der Major. „Aber Julian, laß uns zur Besinnung kommen, daß wir nicht durch einen dummen Streich die Lage des armen Mädchens noch verschlimmern. Das wäre jedenfalls das Schlimmste."

„Entführung ist das einzig sichere; es ist sogar

kein anderer Ausweg vorhanden!" schrie Julian, der sich ganz wie ein Rasender geberdete.

„Entführung, und wenn es mißlingt, Einbruch mit beabsichtigtem Diebstahl?" fragte Major von Greiner scharf.

„Meinetwegen! wenn ich Dittlien nicht haben kann, ist mir doch alles gleich; wenn Du, Onkel, es nicht mit wagen willst, so thue ich's eben allein, einen guten Helfer werde ich schon noch finden."

Gerührt reichte der Major Julian die Hand und sagte: „Du bist ein wackerer Junge und ich weiß nun, daß Du Dittlien wirklich liebst. Wir entführen sie also" —

Während dies zwischen Julian und ihrem Onkel verhandelt wurde, saß die arme Dittlie in ihrem Diakonissengefängniß, hörte die Ermahnungen der Vorsteherin, die salbungsvollen Verdammmungen Pastor Wille's mit an, ohne dadurch ein Haarbreit anders gesinnt zu werden, als sie es vorher gewesen. Von Stunde zu Stunde hoffte sie auf die Befreiung, welche ihr Julian und der Onkel bringen sollten.

Es waren vier Tage seit ihrem letzten Briefe an Julian verstrichen, sie fing schon an zu verzweifeln, und glaubte, am Ende habe Martha falsches Spiel mit ihr gespielt. Eine wahrscheinliche Befürchtung war dies, und es konnte ihr daher nicht verargt werden, wenn sie sich gegen Martha ein wenig kalt und fremd benahm.

Eben erschien die Genannte wieder und brachte, wie sie von der Vorsteherin erlangt hatte, der Gefangenen die kargliche Kost, heute aber strahlte ihr Gesicht Triumph, heute verkündete jede ihrer Mienen eine frohe Botschaft. Dittlie sprang auf: „bringst Du Nachricht?"

„Ja, ja! Einen Brief kann man nicht mehr hier hereinbekommen, denn ich werde sorgfältig bewacht. Aber ich sprach mit Herrn Plattman selbst, als ich gestern meine achtwöchentliche Ausgebefunde hatte. Er sagte mir, daß es unmöglich sei, Dich durch die Obrigkeit zu befreien und daß er Dich darum entführen müsse. Er bat mich, Dir beizustehen und im Fall Du Dich scheuen solltest, Dir zuzureden."

„Und Du?" fragte Dittlie.

„Ich stehe Dir wohl bei, — aber zureden nein! mit tausend Freuden würde ich's begrüßen,

wenn Du Dich anders besännt, wozu es, wie ich Deinem Herrn Julian sagte, allerdings wenig den Anschein hat.“

„Ja, Martha, ich bin entschlossen zu allem, wenn ich nur hier fortkomme. Ich muß sobald als möglich“ —

„Heute noch — zu heute hat Herr Julian den Plan gemacht. Hier hast Du Scheidewasser, bestreiche damit nur fleißig die Enden der Gitterstäbe vor dem Fenster. Hier ist auch eine Schnur, um die Strickleiter, welche Deine Verwandten mitbringen werden, heraufzuziehen. Ich nehme noch einmal Abschied von Dir — heute Abend, wenn Du fort willst. Kannst Du denn gar nicht bleiben?“

„Nach' mich nicht wartend und dadurch unglücklich.“ bat Ottilie und Martha entfernte sich still weinend.

Die Stunden bis zur Nacht, obgleich es bei den trüben Wintertagen nur wenige waren, schlichen unter tausend Seufzern und Gebeten von Seiten Ottilien's hin. Die Nacht brach langsam herein; Ottilie, die den ganzen Nachmittag gearbeitet hatte, um die eisernen Fensterstäbe zu lockern, sah ihr Werk jetzt mit Erfolg gekrönt, sie harrete bänglich des Weiteren.

Es war nach zehn Uhr, als im Garten des Diaconissenhauses männliche Schritte hörbar wurden. Zu gleicher Zeit trat Martha in das Zimmer und flüsterte Ottilien zu; „jetzt, mein Lamm, muß es sein. Dein Onkel und Herr Julian harren unten, wirf vorerst die Schnur hinab.“

Dies geschah und nach kurzer Weile war auch die vereinten Bemühungen Ottilien's und Martha's

eine Art von Strickleiter befestigt, an welcher der Major von Greiner und Julian heraufkamen. Stürmisch umarmte der Letztere Ottilien, sie wehrte ihn ab und forderte zur höchsten Eile auf.

„Zuerst laß Dich herunter,“ gebot Major von Greiner.

Martha umarmte Ottilien das letzte Mal, hauchte ihr unter Thränen zu: „sei glücklicher in der Welt als hier!“ dann schwang sich Ottilie entschlossen zum Fenster hinaus und vertraute ihr Leben der gefährlichen Leiter. Besorgt blickte der Major und Julian ihr nach, eifrig betete Martha für sie, jetzt war sie glücklich am Boden angelangt und in demselben Moment begann es laut zu werden. Ein Hund schlug an, laut wetternd kloss Major von Greiner herunter, ihm folgte mit heißen Dankesagungen gegen die starr dastehende Martha, Julian. Kaum noch gelang es den Flüchtigen, mit der geraubten „Gottesbraut“ die Pforte zu überklettern. Die von allen Seiten herzuweilenden Wächter fanden am Fenster des Strafgemachs eine Strickleiter, und als sie in das Zimmer drangen, die regungslose Martha, welche, der Theilnahme an Ottilien's Flucht überwiesen, die härtesten Strafen trug, welche die Regel des Diaconissenhauses verstatete.

Der Nachtzug noch entführte den Major, Julian und seine Ottilie nach Königsberg. Dort wurden Julian und Ottilie getraut, von dort aus gelang es ihnen, die Untersuchung, welche Pastor Wille, der vor Wuth schäumte, wegen Einbruch und Menschenraubes gegen den Major und Julian eingeleitet hatte, niederzuschlagen.

Die Kunst in München.

Ein Ueberblick.

Wie Berlin der reinsten Typus einer modernen Residenz ist, so Nürnberg der einer mittelalterlichen Stadt. Von München kann man sagen, seine eigenthümliche Erscheinung beruht darin, jene beiden charakteristischen Bauarten in sich vereint zu haben. Wenn wir in die Stadt einfahren, blicken wir in den alten Wallgraben hinab und hinauf nach den Binnen und Brustwehren der halbverbauten Stadtmauern und des bemoosten Wachtthurmes; durch eine enge Thorhalle dröhnt der Wagen und winklige Straßen entlang kommen wir vorbei an dem

fast einer Ruine schon ähnlichen Rathhause oder den dunklen himmelanstrebenden Thürmen der kolossalen gothischen Frauentirche, beides Denkmale der reichen und frommen Bürgergewalt des Mittelalters. Wir müssen staunen vor dem Geist der Frömmigkeit und Einigung, der in solchem heiligen Bauwerk sich manifestirt, wenn wir der Jahrhunderte langen Mühe denken, die Block auf Block passen mußte, bis das Gewölbe wunderbar leicht wie zu Stein gewordene Musik vor uns emporsteigt. Wahrlich, einer solchen Bourgeoisie konnte das Recht des Seins Niemand in Frage stellen, die in ihrem eigenen Reichthum des Landes Reichthum mehrte und ihren Ueberfluß der Ver-

herrlichung der Vaterstadt durch die Künste zuzuwenden stolz war.

Und gehen wir weiter in die Stadt hinein auf den Wittelsbacher Platz, auf die Theatiner- und Ludwigsstraße, da sehen wir wieder breite gerade Straßen, helle, freundliche Paläste, eine weite moderne Residenz, die, neben die alte Stadt gebaut, eben erst fertig geworden zu sein scheint, hier hingezaubert durch den Willen fast nur eines einzigen Herrschers.

Es ist in der That bewundernswürdig, was in einem Drittel eines Jahrhunderts, seit Deutschland sich des Friedens mit dem Auslande erfreut, hier in allen Künsten geleistet wurde. Selbst die Kunstschätze Berlins können denen von München nicht die Wage halten, und jedenfalls wird die letztere Königsstadt immer den Ruhm verdienen, zur Hebung der bildenden Künste unsres Jahrhunderts die Initiative ergriffen zu haben.

In der Architektur hat man hier zuerst den klassischen Styl des griechischen Alterthums wieder aufleben lassen, und dadurch, daß man ihn mit unseren klimatischen Verhältnissen und geselligen Bedürfnissen in Einklang brachte, der gesammten Entwicklung dieser Kunst eine neue Richtung gegeben. Leo v. Klenze (geb. 1784) hat in der Glyptothek die jonische Säulenordnung mit der Anwendung des Gewölbes in Verbindung gebracht; er hat die Bemalung der äußern und innern Wandflächen, die Polychromie, zuerst wieder geltend gemacht, so am Thater, an der Post. Die Pinakothek, das Odeon, die Walhalla bei Regensburg, die (noch im Bau begriffene) Ruhmeshalle, der neue Königs- und Festsaalbau, so wie die Allerheiligenkapelle, werden dauernde Zeugnisse seines schöpferischen Geistes sein.

Gleich diesem strebte Friedr. v. Gärtner (geb. 1792, starb 1847), die drei bildenden Künste zu vereinen, seine architektonischen Schöpfungen durch Plastik und Malerei zu verherrlichen. Von ihm rührt die, meist im Rundbogenstyl ausgeführte Vollendung der Ludwigsstraße her, namentlich die Universität, das Priesterseminar, die Bibliothek, und die bizantinische Ludwigskirche. Nach diesen müssen wir Joh. Dan. Ohlmüller (geb. 1791) und Georg Friedr. Ziebland nennen, die durch gehaltvolle Nachbildung frühere Baustyle sich als geistreiche Architekten erwiesen haben. Von erstem rührt die seit 1839 vollendete Pfarrkirche in der Au her, in welcher die mittelalterlich-gothischen Kirchenbauten in sinnreichster Weise wiederholt sind; dem zweiten verdankt München die erst vor einem Jahre eingeweihte Bonifaziuskirche, welche ein eben so geschmackvolles, als prächtiges Beispiel der reinsten Form der Basilika gewährt.

In der Malerei haben wir ferner der baireri-

schen Königsstadt nicht nur die erneute Anwendung der Freskos, sondern auch die Erfindung der enkauistischen Methode der neuesten Knirrim'schen Balsammalerei zu verdanken, beide für Anwendung bei Wandflächen von außerordentlichem Werthe. Peter v. Cornelius (geb. 1787), der mit seiner großen epischen Auffassungsweise zuerst wieder der Freskomalerei sich zuwandte, weil sie, wie er selbst sagte, „alle Elemente in sich vereinigt und am freiesten, dichterischsten und umfassendsten sei,“ fand in München im Jahre 1824 zuerst die Malerei, die er durch seinen Pinsel heiligen sollte. Zunächst vollendete er die Deckengemälde der Glyptothek, in doppeltem Cyclus das Götterleben des Olymp und die Heldenthaten der Ilias darstellend; sodann verfinlichte er in der Ludwigskirche das christlich-religiöse Epos, zum Altarblatt das jüngste Gericht wählend, und in der Pinakothek die Geschichte der Malerei. Als Zeugniss der Phantasiefülle dieses Farbendichters nur wenige Beispiele aus dem letzten Cyclus. Da schildert er uns in kleinen, aus Arabesken hervorblickenden Bildern das Leben des Malers in mannigfachster schöner Abwechslung, bald in idyllischem Familienkreise, bald in abgeschlossener Klosterzelle, dann wieder in der Werkstätte unter den Schülern, geehrt von Fürsten, oder im Dahinscheiden von der trauernden Mitwelt. So erblicken wir Michel Angelo Nachts am weißen Marmor meißelnd, das Licht am Helm auf dem eigenen Haupte tragend; Rubens, mit den roth-blonden Haaren, vor der Staffelei ein Diplom erbrechend, während der Genius das Füllhorn über ihn ausschüttet; Albrecht Dürer, wie Kaiser Max ihm die Leiter hält; Hans Holbein, wie er den Todtentanz malt: ein walkendes Paar, dahinter die Musikanten, zur Seite der Tod mit Sanduhr und Hippe.

Wir haben hier leider nicht den Raum, auf die andern epischen Darstellungen in Freskos, wie das Leben des heil. Bonifaz in der Basilika von Heint. Hess, oder die Geschichte der Nibelungen, so wie Karls des Großen, Friedrichs Barbarossa und Rudolphs von Habsburg im Festsaalbau des Schlosses uns einzulassen; auch werden wir über die Delmalerei in ihren verschiedenen Gentes uns nicht weiter aussprechen und eben so wenig auf die Schätze der Gallerien, der älteren in der Pinakothek und im Leuchtenberg'schen Palais, der neueren im Lustschloß zu Schleißheim, näher eingehen können; wir wollen nur über eine Reihe jüngst vollendeter Kunstwerke noch einen kurzen Bericht erstatten. Es sind das die griechischen Landschaften von Karl Rottmann (geb. 1798, starb 1850). Es ist in ihnen auf Cementtafeln, bestimmt zur Einmauerung in der neuen Pinakothek, die schon erwähnte Methode der Balsammalerei in An-

wendung gebracht worden, welche endlich das Problem löst, die Vorzüge sowohl der Fresko- als der Oelmalerei zu vereinigen, indem sie allen Einflüssen von Luft und Wetter Trost bietet und zugleich die reichste Fülle von Farbentönen bei der Ausführung zuläßt. Wohl selten ist es einem Künstler so gelungen, in einem Landschaftsbilde die Verträglichkeit einer Gegend mit dem Charakter des idealen Kunstwerkes zu vereinigen. Da ist jedes Bild eine Elegie auf eine That der Griechen, auf eine Stadt ihres Landes. Die Ausführung des Einzelnen, die Nachbildung von Felsmassen, Baum und Gebüsch ist, wenn auch nirgends unklar, so doch nicht in den Vordergrund gestellt; die Hauptintention ist auf die Gruppierung, die allgemeinen Umrisse und Farbentöne des Ganzen, namentlich auf charakteristische Darstellung nach den verschiedenen Tageszeiten und Wettererscheinungen gelegt. Diese öden Küsten an den bezaubernden Buchten, diese verbrannten Felder mit den Ruinen einstiger Größe unter dem unverändert schönen Himmel, sie sind mit einer Wirkung aufgefaßt, von der man eine Bezeichnung gebrauchen kann, die wohl selten sonst auf eine Landschaft paßt: sie sind erschütternd. Da sehen wir z. B. das Schlachtfeld von Marathon, eine wüste Heide, ohne Zeichen von Kultur; nur hier und da drängt niederes Buschwerk hervor; tief hängen die Wolken fast bis zu Boden herab; an den Wolken und den wilden Sturm, der darüber tobt. Das ist die ganze Landschaft, das naturgetreue Schlachtfeld von Marathon, und um das zum Gemälde, zum Bilde mit geistiger Auffassung zu stampeln, hat der Maler nur eine kleine Staffage angebracht; im dunklen Mittelgrunde sehen wir in jähem Laufe ausgestreckt ein Ross, den Reiter, von dem wir nichts gewahren, hat es abgeworfen, aber sein rother Mantel blieb hängen und weht ihm lang um die Hinterfüße, zu immer toller Wuth es scheuchend, — es liegt ein eigener Gedanke in dem Rosse, vom vermeinten Gespenst gescheucht, das es selber hinter sich herschleppt!

Nun endlich noch was in München für die Sculptur geschehen ist! Wie wollen nun einen Mann nennen: Ludwig Schwantaler (geb. 1802, starb 1849). Sein auffallendstes Verdienst ist wohl das, in der monumentalen Kunst von den beiden Manieren, entweder eine Statue mit Dreiecker und Husarenjacke, oder einen Herrn vom Zopf in römischer Rüstung hinzustellen, sich gleichmäßig zu schöner Wahrheit freigemacht zu haben. Seine Hauptwerke sind die 12 vergoldeten zehn Fuß hohen Ahnenstatuen im königlichen Thronsaal; Mozart in Salzburg, Jean Paul in Baireuth, Rudolph v. Habsburg in Speyer. Von zusammenhängenden Werken arbeitete er die Giebelgruppen der Walhalla, die am Gebäude für Kunstausstellungen in München, die phantastischen Hochreliefs auf rothem Grunde im Konversationssaale des Königsbaues, darstellend die Nythen des Bacchus, und die 24 Statuen der Maler auf der Pinakothek, entsprechend den Cornelius'schen Freskos daselbst. Sein kolossalstes Werk endlich ist die thurmhohe Statue der Bavaria auf der Theresienwiese, — in der That der Schutzgeist des wittelsbach'schen Königthums, die eifrigste und glücklichste Proselytenmacherei für den bayerischen Particularismus!

An solchen Beispielen erkennt man es, welchen Einfluß die Kunst auf die Gesinnung des Volkes hat. Wer es aus persönlicher Erfahrung nicht kennen gelernt hat, wird es sich kaum vorstellen können, wie solche Monumente, wie die Löwenhirtin und die Münchener Bauwerke überhaupt mit den Kunstschätzen in ihnen zur Aufrechterhaltung des kleinstaatlichen Nationalbewußtseins beitragen. Man kann mit vollem Rechte sagen, Baiern hat keine festere Schutzmauer gegen die Mediatisirung als seine Bildergalerie!

Robert Gieseke.

Bücherchau.

Neue Romane. 2. Groß-Borne. Idyll-
Novelle von Ernst Frize. (II. Band des Lesecirkels für höhere deutsche Belletristik.) Breslau, Urban!Kern 1855.

Der Verfasser vorliegenden Buches ist den Lesern unsres Blattes bereits durch seine trefflichen „Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten“ bekannt. Vor das größere Publikum ist er mit den Romanen: „Die Wollenrober von Stendal“

und „drei Handwerker“ getreten, nicht ganz ohne Erfolg, aber auch nicht mit einer durchgreifenden Wirkung, die seinem Namen Eingang verschafft hätte. —

„Ernst Frize's“ Idyll-Novelle nun hat eigenthümliche Gefühle in uns rege gemacht. Da ist so gar nichts vom modernen Leben, als ein Bißchen Eitelkeit und Coquetterie, die man allensfalls auch bei den Wilden in Canada findet, da ist nicht die

dunkle Nacht der modernen Civilisation — aber auch nicht das glänzende Taglicht derselben. Als Robert Gieseke sein „Pfarr-Röschchen“ schrieb, wußte er wohl, was er that, als er auf den Titel „Idyll aus unsrer Zeit“ setzte, und im Buche die Kämpfe unsrer Zeit getreu widerspiegelte, neben der fröhlichen Unschuld und Unbefangenheit der „guten alten“. Die Zeit und den Tag vermißt man in Ernst Friße's Novelle, der Frieden, in welchem er seine Personen vorführt, ist nicht mehr vorhanden. Vortrefflich sind die beiden Hauptfiguren des Buches Julian und Melanie gezeichnet, die strenge edle Einfachheit und die jetzt so selten gewordene innere Festigkeit, welche in dem Charakter Julians als überwiegend erscheint, hat der Verfasser mit kräftiger Hand durch verschiedene Zeiträume und Situationen, in denen sich das Buch bewegt, entwickelnd festgehalten, weniger dürfte ihm dies mit Melanie gelungen sein, die an ein Paar Stellen ein wenig anders spricht, als es ihr angemessen ist. Die Nebenstaffage, der Hintergrund verschwindet beinahe ganz, es war auch nur die Absicht des Verfassers, an einzelne scheinbar unbedeutende Ereignisse, die Geschichte zweier Herzen anzuknüpfen, die sich „finden“ müssen. Und mit ihrem Finden, mußte auch die Geschichte ihrer Herzen geschlossen werden. Julian und Melanie sind Gestalten aus der Wirklichkeit, deren Leben sich mit der Liebe abschließt. Ein stets waches, aber fast unsichtbares Ringen nach innerer Vervollkommnung regelt die Schritte solcher

Naturen und verläßt den Pflichten ihres Berufes, auch wenn sie schwer drücken wollen, einen Reiz, der, verbunden mit einer ewigen, blühenden, poetischen Verklärungslust, sie über Alles emporhebt. Sie fühlen das Bedürfniß glänzender, geselliger Weltverbindung nicht; in ihrer innigen Seelenvereinigung liegt ein so großes, unermessliches Glück, daß sie achtlos gegen die Zerstreungen werden, welche andere Freude bereiten.“ —

Und wir wollen sie dabei belassen. Es ist uns mit diesem in der That guten Buche gegangen, wie wenn wir aufs Land kommen, dem Lärm der Stadt entfliehen. Den ersten Tag schwelgen wir in Natur, und sind glücklich, daß es noch lange so fortgehen kann. Und den zweiten oder dritten leuzen wir schon nach Zeitungen, in der grünen Natur nach löschpapiernen druckfeuchten Zeitungen. Wir wollen nicht bestreiten, daß es Leute giebt, welche sich nur nach Lichtbildern sehnen, und denen wollen wir Ernst Friße's „Groß-Borne“ empfohlen haben.

An den Verfasser des Buches aber ergeht die Aufforderung einer gewiß wohlwollenden Kritik: sein frisches kräftiges ursprüngliches Talent in kernhafter und mannhafter Weise an den Tag zu legen, als er es hier gethan.

Die Kämpfe dieser Tage müssen durchgekämpft werden, in dem allgemeinen Ringen nach innerer und äußerer Vervollkommnung möge der Schriftsteller nicht der letzte sein, welcher dem Rufe der Zeit folgt.

A. St.

Feuilleton.

Literatur.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. Soeben ist das erste Heft eines von der Buchhandlung B. A. Brockhaus in Leipzig veranstalteten neuen Unternehmens erschienen, welches geeignet ist, in den weitesten Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen. Der Charakter des Werks ist deutlich in dem Titel ausgesprochen: „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.“ (Enthaltend sämtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon ist keine neue Erscheinung mehr in der deutschen Literatur, die sich erst Bahn brechen mußte; im Gegentheil mag es in Deutschland wenig Bücher von solchem Umfang geben, die sich einer so weiten Verbreitung und

solcher Anerkennung rühmen könnten. Gegenwärtig erscheint davon bereits die zehnte Auflage, die jetzt bis ungefähr zur Mitte vorgeschritten ist. Um so näher liegt die Frage: was die Verlagshandlung mit diesem neuen Unternehmen bezweckt? wodurch sich dasselbe von dem bisherigen Conversations-Lexikon unterscheidet? Die beste Antwort hierauf gibt der auf dem Umschlag des ersten Hefts befindliche Prospect, dem wir deshalb Folgendes entnehmen: „im Laufe eines halben Jahrhunderts hat sich das Conversations-Lexikon einen wohlverdienten Platz unter den Nationalwerken der Deutschen errungen. Von bescheidenen Anfängen aus hat es sich allmählig, in zehnmaliger Umarbeitung, zu einer reichen und umfassenden Real-Encyclopädie für die gebildete Welt entwickelt, die Alles in sich faßt, was Vergangenheit und Gegenwart an allgemein Wissenswürdigen und Interessanten darbieten. Das Conversations-Lexikon, in gegen 200,000 Exemplaren verbreitet, ungerchnet die

zahlreichen Nachbildungen und Uebersetzungen, darf sich gewiß mit vollem Rechte rühmen, zur Förderung wahrer Bildung und Aufklärung in den weitesten Schichten des deutschen Volkes Etwas beigetragen zu haben. Wie alle frühern Auflagen desselben hat auch die noch im Erscheinen begriffene zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage sich der größten Anerkennung und lebhaftesten Theilnahme seitens des deutschen Publikums zu erfreuen. Dennoch hat sich die Verlagsbandlung nicht verhehlen können, daß für einen Theil des Publikums eine andere Ausführung derselben Idee, die dem Conversations-Lexikon zu Grunde liegt, ein ebenso dringendes Bedürfnis sei. Während nämlich das aus 15 Bänden bestehende Conversations-Lexikon in zum Theil größern Artikeln eine umfassende und ausführliche Belehrung über alle Zweige des Lebens und der Wissenschaft ertheilt, und als wahres Familienbuch zugleich anziehende Unterhaltung gewährt, wünscht der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörnde, der Beamte, Geschäftsmann, Oekonom, Handwerker u. oft lieber ein ähnliches Werk, das ihm nur eine kurze Auskunft über jede ihm gerade auftauchende Frage giebt, ein weniger umfangreiches, billigeres Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch. Um diesem oft geäußerten und gewiß berechtigten Wunsche zu genügen, hat sich die Verlagsbandlung entschlossen, neben dem Conversations-Lexikon, und ganz von diesem getrennt, ein neues encyclopädisches Werk herauszugeben, das sie bis auf Weiteres als „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch“ bezeichnet. Dieses Werk soll in kurzen, aber ganz selbstständigen Artikeln nicht nur den Gesamteinhalt der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon darbieten, sondern noch weit mehr, wenn auch ganz gedrängte Artikel enthalten als jenes Werk. Es soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lektüre, namentlich von Zeitungen u. sich selbst oder Andern rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches Nachschlagebuch kommt es dem unmittelbaren und rein praktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungskreise entgegen; es ist zugleich Fremdwörterbuch und Zeitungs-Lexikon.“

Wir haben Dem weiter nichts hinzuzufügen, als daß ein solches Werk, das unserer Literatur bisher, einige mißlungene Versuche abgerechnet, ganz fehlte, nach unserer Ansicht allgemein freudig begrüßt zu werden verdient, und daß wenn irgend Jemand gerade die Buchhandlung Brockhaus zur Herausgabe desselben berufen war, da sie in der Herausgabe encyclopädischer Werke reiche Erfahrungen gesammelt und deshalb hinsichtlich der Redaktion, der Mitar-

beiter u. gewiß die zweckmäßigsten Anordnungen getroffen hat, wie auch schon aus der Durchsicht dieses ersten Hestes erhellt. Umfang und Preis des Werks entsprechen zu dem ganz seiner Bestimmung: in die weitesten Schichten des Volkes einzudringen, namentlich in die Hände der weniger bemittelten Classen des eigentlichen Bürgerstandes zu gelangen. Das kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon soll nämlich in 4 Bänden oder 40 Hesten vollständig sein und jedes Hest (von 5 Bogen Lexiconformat, mit gespalteten Columnen) nur 5 Ngr. — 4 Ggr. — 18 Kr. Mk. kosten. Die Verlagsbandlung garantirt ausdrücklich, daß der Umfang 40 Heste zu 5 Ngr. nicht übersteigen wird, und macht sich verbindlich, wenn dies trotz ihrer genauen Berechnung nicht möglich sein sollte, die weiter erscheinenden Heste den Subscibenten gratis nachzuliefern. Monatlich sollen in der Regel zwei Heste erscheinen, so daß das ganze Werk in drei Jahren vollständig ist.

Correspondenz.

Berlin d. 21. März.

Wenn ich dießmal über neue und bedeutende Erscheinungen im Gebiete der Kunst berichten soll, so komme ich gewissermaßen in Verlegenheit: es giebt bei uns nicht viel Neues und Bedeutendes; wenigstens ist das Bedeutende, was uns geboten wird, nicht neu und das Neue nicht bedeutend.

Um von dem Letzteren zu sprechen, so tanzt hier eine spanische Tänzerin Sennora Pepita de Oliva. Warum ich das erwähne? — Nicht deswegen, weil an ihrem Tanz viel Kunst zu bewundern wäre, sondern im Gegentheil, weil daran viel Natur zu bewundern ist. Wenn sonst bei einer Tänzerin des Lobens kein Ende ist, die durch ausgeluchte Kunstfertigkeit alte Ehemänner und junge Becken zu entzücken weiß, so kann auch einmal ein schönes, blühendes Weib lebend erwähnt werden, bei der jede Bewegung Natur und Leidenschaft verräth.

Die Posse von Kalisch: „Münchhausen,“ macht unter dem Gastspiel des Herrn Grobecker noch immer ein volles Haus. Es geht uns mit dieser Posse, wie dem Schulmeister mit gewissen ungerathenen und durchtriebenen Buben. Mißlaunig und verdrießlich blickt er zu ihm hin; plötzlich die Grimassen bemerkend, die der Junge schneidet, kann er sich nicht enthalten, in ein unauslöschliches Gelächter auszubrechen. Hat er sich tüchtig ausgelacht, so sucht er die Blöße, die er sich vor der ganzen Schulsjugend gegeben, dadurch zu verdecken,

daß er, immer noch halb im Lachen bekennt, der Junge habe dennoch nur lauter unsinniges Zeug gemacht, das bestraft werden solle. Im Ernst gesprochen, mit der Kunst hat diese Posse nichts zu thun. Dennoch aber bin ich weit entfernt, sie ganz und gar verbannt wissen zu wollen. Verschaffe sie uns auch keinen ästhetischen Genuß, so macht sie uns doch lachen, ein Lob, das in unster an Heiterkeit und Freude so armen Zeit, nicht gering anzuschlagen ist; sie vertreibt die Grillen und bringt eine gestörte Verdauung besser wieder in Ordnung, als die Valenta Aribica. Ihre Geltung im Gebiete der Kunst wäre sicher gerechtfertigt, wenn man beweisen könnte, ob und inwiefern der Magen in der Kunst eine Bedeutung hat. Ich muß die Entscheidung dieser Frage leider denen überlassen, bei denen Kunst und Magen in größerer Wechselwirkung stehen, als bei mir, und muß meine Unfähigkeit, darüber zu urtheilen, dadurch begründen, daß ich bekenne, daß bei mir Kunst und Magen bisher jedes für sich gearbeitet und letzterer von ersterer noch nichts zu verdauen bekommen hat.

Schließlich hat uns Herr Kellstab mit einem neuen Theaterstück beglückt, es heißt: „1756“ oder „Berlin vor hundert Jahren. Da ich das Stück selbst nicht gesehen habe, so kann ich kein weiteres Urtheil darüber fällen, kann aber wenigstens das, was hiesige Blätter und die Meinung des Publikums darüber sagen, wiederholen. Danach hat sich das Stück nicht des besten Erfolges zu erfreuen, und man hat von einem Manne, der gewisse Erscheinungen in der Kunst so scharf zu recensiren versteht, etwas Besseres erwartet. Uebrigens ist es eine mißliche Sache, wenn ein Recensent einmal mit einem selbstständigen Werke vor das Publicum tritt; er muß dann die Haare, die er sonst Andern ausgezogen, doppelt und dreifach lassen. Das hat nun freilich bei Herrn Kellstab nicht viel zu sagen, weil derselbe wenig Haare mehr führt, wenigstens hat er keine mehr auf den Zähnen, und was den sonstigen Verlust an Haaren betrifft, so ist derselbe nicht sehr zu beklagen, denn Herr Kellstab trägt seit längerer Zeit eine Zopfsperücke.

F. Gr.

Beilschwingen.

Zur Geschichte des Geschmacks in Leipzig. Bei einem der letzten hier stattgefundenen

Sonntagsconcerte in einem Locale, wo man annimmt, daß sich ein wenigstens etwas gebildeteres Publikum bewege, war auf dem Programme zwischen einen Tannhäuserchor und einem Lohengrinfinale ein „spanischer Nationaltanz“ eingeschoben. Das Publikum noch in Pepita de Oliva Erinnerungen schwelgend, schämte sich nicht, den Tanz da capo zu verlangen während Tannhäuser schwachen Beifall fand.

Seltene Laufbahn. Der Bassist Karl Formes, welcher gegenwärtig auf der Berliner Hofbühne gastirt, war vor elf Jahren noch Kantor und Küster zu Mühlheim an der R. Seine starke Stimme und eine sehr gute musikalische Bildung, welche übrigens gegenwärtig bei Lehrern auf den kleinsten Dörfern, wenigstens in einigen Provinzen des preussischen Staates nicht selten ist. Der beliebte Componist Ferdinand Humbert in Berlin, welcher dazumal Sänger am Stadttheater in Köln war, beförderte dort sein erstes Auftreten. Der Neuling in der Bühnenwelt hatte sich dazu die Rolle des Sarastro in der Zauberflöte gewählt und machte einen glücklichen Anfang und raschen Fortschritt. Jetzt schon besitzt er einen europäischen Ruf, und verdient an einem Abend ein größeres Honorar, als in seinem ehemaligen Kantor und Küsterdienste das ganze Jahr hindurch.

Ein menschlicher Salamander. Ein Correspondent des „Liverpool Albion“ erzählt, daß vor einigen Jahren ein Jerusalemiter in Paris war, welcher im Beisein des Doktor Robertson und vieler anderer Gelehrten in einen Backofen ging und darin ein Lied sang, während eine Gans gebraten wurde. Bei einem zweiten Experiment soll er sogar eine Hitze von hundert Grad Reaumur ertragen haben, ohne daß ihm dies im Geringsten schadete.

Der kolossale Walnußbaum. „Galizianer's Messenger“ berichtet, daß an der Landstraße von Martel nach Gramac (im Departement Lot) ein Walnußbaum zu sehen sei, der mindestens dreihundert Jahre zählen könne. Die Größe dieses Baumes soll über fünfundsünfzig Fuß, die Ausdehnung seiner Zweige hundertfünfundsiebzig Fuß betragen; von seinem Stamme heißt es, daß er vierzehn Fuß im Durchmesser habe und allein zwanzig Fuß hoch sei, in welcher Höhe er sich in sieben ungeheure Aeste spalte, wie gemeldet wird liefert er bei der Erndte jedes Jahr ungefähr fünfzehn Sack Walnüsse.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.
In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.